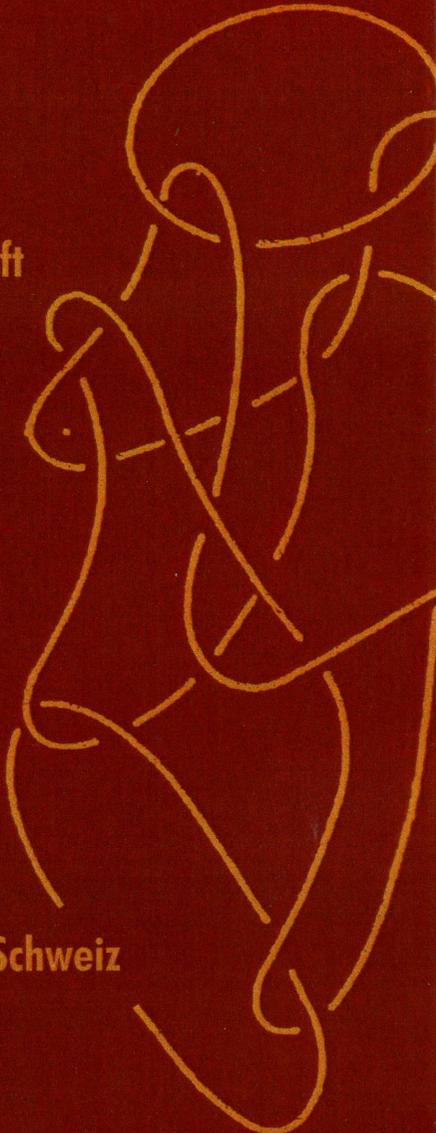


Herausgegeben von
Harm-Peer Zimmermann

Empirische Kulturwissenschaft
Europäische Ethnologie
Kulturanthropologie
Volkskunde

Leitfaden für das Studium
einer Kulturwissenschaft
an deutschsprachigen
Universitäten

Deutschland – Österreich – Schweiz



Jonas Verlag



Mit Beiträgen von:

Rebecca Bahr, Gitte Balkwitz, Ina Beneke, Daniel Brandhoff, Sandra Domsch, Anna Eckert, Eva Fetzer, Katrin Fey, Christina Heinz, Katrin Jullien, Wolf Hannes Kalden, Thomas Leßmann, Carsten Loskand, Nicole Nieraad, Chrissa Nikolakudi, Julia Noack, Christine Probst, Andrea Römer, Marguerite Rumpf, Christoph Simon, Ulrike Taenzer, Verena Ummenhofer, Jan Weber, Irena Wiesemann, Harm-Peer Zimmermann sowie der Fachschaft des Marburger Instituts für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft.

Harm-Peer Zimmermann (Hrsg.)

Empirische Kulturwissenschaft Europäische Ethnologie Kulturanthropologie Volkskunde

Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft
an deutschsprachigen Universitäten

Deutschland – Österreich – Schweiz

Umschlag: Gestaltung Simone Tavenrath, unter Verwendung dreier Variationen des „Borromäischen Knotens“ (Jacques Lacan), aus: Peter Widmer: Subversion des Begehrens. Eine Einführung in Jacques Lacans Werk. Erweiterte Neuauflage. Wien 1997, S. 159. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Turia + Kant, Wien.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© 2005 Jonas Verlag
für Kunst und Literatur GmbH
Weidenhäuser Str. 88
D-35037 Marburg
www.jonas-verlag.de

Druck: AALEX Druck, Großburgwedel

ISBN 3-89445-351-6

Jonas Verlag

Inhalt

I Leitfaden Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde. Einleitung	7
II Studienorte und Universitätsvertretungen des Faches	23
Augsburg: Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde	24
Bamberg: Lehrstuhl für Volkskunde/Europäische Ethnologie	32
Basel: Seminar für Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie	39
Berlin: Institut für Europäische Ethnologie	49
Bonn: Seminar für Volkskunde	60
Bremen: Studiengang Kulturwissenschaft	68
Eichstätt-Ingolstadt: Professur für Volkskunde	76
Erlangen-Nürnberg: Professur für Landes- und Volkskunde	84
Frankfurt/Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie	92
Frankfurt/Oder: Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie	102
Freiburg i. Br.: Institut für Volkskunde, Studiengang Europäische Ethnologie	111
Göttingen: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie	119
Graz: Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie	128
Hamburg: Institut für Volkskunde	138
Innsbruck: Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde	147
Jena: Lehrstuhl für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft)	157
Kiel: Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde	165
Mainz: Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde des Deutschen Instituts	173
Marburg: Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft	181
München: Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie	193
Münster: Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie	201
Passau: Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie	210
Regensburg: Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaften	217
Rostock: Institut für Volkskunde (Wossidlo-Archiv)	227
Tübingen: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft	236
Wien: Institut für Europäische Ethnologie	247
Würzburg: Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde	257
Zürich: Seminar für Volkskunde	267
III Anhang	275
Abkürzungen	276
Glossar	279
Literaturverzeichnis	288
Namenregister	293
Tabellen	298
1. Institute, Fachbezeichnungen, Professuren und Professorinhaber/innen des Faches Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten 2004/05	298

G 1605



34 2005/0262

Hauptfach-Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten. 1984/85 und 2004/05 im Vergleich	300
Nebenfach- und Lehramt-Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten. 1984/85 und 2004/05 im Vergleich	301
Hauptfach-, Nebenfach- und Lehramt-Studierende der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten, aufgeschlüsselt nach Ländern. 1984/85 und 2004/05 im Vergleich	302
Institute, Personal-, Studierenden- und Betreuungssituation im Hauptfachstudium der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten 2004/05, aufgeschlüsselt nach Ländern	303

Leitfaden Empirische Kulturwissenschaft Europäische Ethnologie Kulturanthropologie Volkskunde Einleitung

Dieser Leitfaden möchte eine Orientierungshilfe bieten für das Studium eines Faches, das an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen vertreten ist: „Empirische Kulturwissenschaft“, „Europäische Ethnologie“, „Kulturanthropologie“, „Volkskunde“. Er richtet sich vornehmlich an Studienanfängerinnen und Studienanfänger, aber auch an fortgeschrittene Studierende, die den Studienort wechseln oder sich einen Überblick über die institutionellen Rahmenbedingungen und unterschiedlichen Richtungen des Faches verschaffen möchten. Zugleich mit der Buchausgabe erscheint eine Internetpräsentation, allerdings in reduzierter Form: <http://www.kultur.uni-hamburg.de/dgv>.

Das Besondere an diesem Leitfaden ist, dass er von Studierenden für Studierende gemacht ist. Er beruht also auf dem Grundgedanken, dass Studierende mit Erwartungen, Fragen, Problemen von Studierenden am Besten vertraut sind. Ausgehend von eigenen Erfahrungen und ausgestattet mit Kompetenzen zum Beispiel aus der Fachschaftsarbeit und deren Studienberatung, haben die beteiligten Studierenden alle Aspekte, Themen und Punkte, die in diesem Band angesprochen werden, ausgewählt und bearbeitet. Das ist im Rahmen eines Studienprojektes geschehen, das über zwei Semester (im Sommer 2004 und im Winter 2004/05) am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat.

Aus studentischer Sicht geschrieben, möchte dieser Leitfaden vor allem eine studienpraktische Hilfe sein, das heißt Empfehlungen und Tipps geben, die insbesondere den Studienbeginn, den Studienablauf, die Studienanforderungen und den Studienabschluss betreffen. Elementare Fragen stehen oben an, Fragen wie: Wo und bei wem kann ich das Fach studieren? Welche Lehr- und Forschungsschwerpunkte finde ich an welchen Studienorten vor? Wie erhalte ich die Zulassung zum Studium? An wen kann ich mich wenden, wenn ich einen Studienortwechsel oder einen Auslandsaufenthalt plane? Was kann ich später beruflich mit dem Studium anfangen?

Diese studienpraktischen Auskünfte und Erläuterungen bilden das Zentrum des Leitfadens. Am Ende stehen Abkürzungsverzeichnis, Glossar, Literaturverzeichnis, Namenregister, Tabellen. Die Einleitung gibt eine Orientierung zunächst (1.) über Kulturwissenschaften im Allgemeinen und dann (2.) über das Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde im Besonderen. Es folgt (3.) die Vorstellung des Studienprojektes, aus dem der Leitfaden hervorgegangen ist, und es folgen (4.) Erläuterungen zum Inhalt, zum Aufbau und zu den Eigenheiten des Leitfadens. Die Einleitung schließt ab (5.) mit den Desiderata, also mit dem, was offen und zu wünschen bleibt.

1. Orientierung Kulturwissenschaften

Das Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde gehört zum breiten und bunten Spektrum kulturwissenschaftlicher Studiermöglichkeiten, die derzeit an deutschsprachigen Universitäten angeboten werden: Von sprach- und literaturwissenschaftlichen über kommunikations- und medienwissenschaftliche bis hin zu Studiengängen für Kulturmanagement; von zahlreichen philologischen über anthropologische und historische bis hin zu philosophischen und theologischen Studiengängen – eine kaum mehr zu übersehende und sehr heterogene Menge an Fächern, ja ganzen Fachbereichen und Fakultäten firmiert gegenwärtig unter dem Namen „Kulturwissenschaft“. Auf der Homepage der Hochschulrektorenkonferenz, die sämtliche in Deutschland angebotenen Studiengänge auflistet, werden sage und schreibe 4.707 von 9.156 Studiengängen als kulturwissenschaftlich ausgewiesen (<http://www.hochschulkompass.de; studium.html>, Abfrageformular, Stichwort „Kulturwissenschaft“; Stand: März 2005). Das sind im Grunde fast alle außer den naturwissenschaftlichen, medizinischen und juristischen Angeboten.

Der Ratgeber „Studien- und Berufswahl“ der Bundesagentur für Arbeit, der alljährlich in Deutschland herauskommt und an Abiturientinnen und Abiturienten verteilt wird, verfährt weitaus konzentrierter: Innerhalb der „Fächergruppe Sprach- und Kulturwissenschaften, Kunst und Gestaltung“ findet sich der Punkt 3.8.7 „Kulturwissenschaft“. Dort werden 32 kulturwissenschaftliche Studiengänge aufgelistet (Studien- und Berufswahl 2004/2005: 326; auch im Internet: www.berufswahl.de; www.studienwahl.de). Nähere Erläuterungen zu den einzelnen Wahlmöglichkeiten und Studienorten fehlen jedoch, und ein weiterer erheblicher Nachteil besteht darin, dass in dieser Liste die Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde kaum repräsentiert ist; nur die Universitätsvertretungen in Bremen und Frankfurt/Oder sind angeführt.

Die Bezeichnung „Kulturwissenschaft“ für alle Fächer, die auf das Verstehen und Deuten menschlichen Handelns, kultureller Praktiken und Phänomene in Vergangenheit und Gegenwart abzielen, ist erstmals Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts intensiv diskutiert worden (vgl. Bruch 1989). Geradezu in Mode gekommen ist diese Bezeichnung im deutschsprachigen Raum allerdings erst in den 1990er Jahren. Von den Gründen für diese Entwicklung können an dieser Stelle nur zwei angedeutet werden: ein wissenschaftlicher und ein hochschulpolitischer Grund.

Wissenschaftlich gesehen kann der Name „Kulturwissenschaft“ als äußeres Zeichen für einen tiefgreifenden Wechsel bevorzugter Theorielagen, Themengebiete und Methoden angesehen werden. Dieser Paradigmenwechsel, auch *cultural turn* genannt, ist von der Sprachwissenschaft sowie von den Sozial- und Kulturanthropologien ausgegangen und hat sich inzwischen in zahlreichen Disziplinen durchgesetzt. Er hat dazu geführt, dass Begriffe wie Gesellschaft, Arbeit, Klasse und Schicht, die noch bis Ende der 1980er Jahre (unter dem sozialwissenschaftlichen Paradigma) in weiten Bereichen tonangebend waren, in den Hintergrund getreten sind zugunsten von Begriffen wie Bedeutung, Symbol, Ritual, Performanz. Ein Ausgangsgedanke ist zum Beispiel, dass Kulturen im Ganzen sowie Teilkulturen und auch einzelne Kulturercheinungen Zeichen- beziehungsweise Symbolsysteme darstellen, die wie Texte gelesen und ausgelegt werden können (vgl. Bachmann-Medick 1996). Kulturen als Texturen oder als Bedeutungsgewebe verstehen, deuten, interpretieren – dieser Ansatz ist basal für viele Universitätsdisziplinen, die heute ein kulturwissenschaftliches Selbstverständnis reklamieren.

Hochschulpolitisch beziehungsweise hochschulfinanzpolitisch gesehen, sind in Deutschland gegenwärtig zahlreiche, vor allem kleine Fächer in ihrer Existenz gefährdet. Verschönerung oder wenigstens mildernde Umstände versprechen sie sich oft von der Verbindung und Vernetzung mit anderen Fächern, vorzugsweise unter dem Markenzeichen „Kulturwissenschaft“. Der Name selbst hat Symbolcharakter, stellt ein symbolisches Kapital dar, das

sich hochschulpolitisch gewinnbringend einsetzen lässt, das aber auch, so möchte man als Ethnologe mutmaßen, ein wenig an Totem und Tabu erinnert: Man erkennt sein Schicksal, seine Verwandtschaft, seine Schicksalsgenossenschaft unter einem gemeinsamen Zeichen und hofft unverwandt auf dessen bannende Wirkung: Rühr mich nicht an, bring mich nicht um, schließ nicht mein Fach! Kulturwissenschaft!

Diesem hochschulpolitischen Druck steht indessen ein beträchtlicher Zulauf von Studierenden entgegen. Allein in der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde hat sich die Zahl der Hauptfachstudierenden an deutschsprachigen Universitäten zwischen 1984/85 und 2004/05 von 2.070 auf 4.419 mehr als verdoppelt (siehe Tabelle 2 im Anhang). Die Studierenden haben also den *cultural turn* studienpraktisch mitvollzogen, indem sie sich mehr und mehr für kulturwissenschaftliche Fächer interessieren und begeistern. Offensichtlich (und das ist ja auch wissenschaftstheoretisch verbürgt; vgl. Kuhn 1962) stehen wissenschaftliche mit allgemeinen kulturellen Tendenzen und Trends in Wechselwirkung, fördern und bestärken einander.

Für den Unterrichtsalltag folgt daraus: Gegenwärtig sind insbesondere in Deutschland Einführungsveranstaltungen mit über hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern in den meisten Kulturwissenschaften keine Seltenheit mehr. Ein kulturwissenschaftliches Studium erfordert somit allein aufgrund der problematischen Betreuungssituation viel Eigeninitiative und Frustrationstoleranz. Überfüllte Hörsäle, mangelnde Ausstattung der Institute, von Streichung bedrohte Professuren und Mitarbeiterstellen – man muss schon eine mentale Kombination aus Gelassenheit und Engagement mitbringen, um mit solchen strukturellen Defiziten zurecht zu kommen. Zynisch ließe sich sagen: Das Studium der Kulturwissenschaften vermittelt und vertieft diejenigen Kompetenzen und Techniken, derer man bedarf, um Kulturwissenschaften zu studieren beziehungsweise sich in kulturellen Mangelsituationen zu behaupten. Statt intellektueller Ruhe und Gediegenheit finden Studierende in den Kulturwissenschaften heute jedenfalls an deutschen Universitäten oft einen Mangel- und Massenbetrieb vor, nicht selten sogar verwahrloste Zustände, wenn aus Finanznot etwa bauliche Maßnahmen unterbleiben und deshalb in Veranstaltungsräumen der Putz, wenn nicht das Wasser von der Decke rieselt (selbst erlebt!).

Aber nicht nur dieser Zustände wegen lässt sich das kulturwissenschaftliche Studium wie ein kulturelles Abenteuer angehen, sondern auch bereits die Wahl des Studienganges verspricht einige Aufregungen: Welche Richtung möchte ich einschlagen? Welches Fach kommt meinen Neigungen und Interessen entgegen? Welche Entscheidung ist richtig für mich? – Im Grunde befindet man sich mit diesen Fragen schon mitten in einer Art von Vorstudium, bei dem man sich einige kulturwissenschaftliche Grundtechniken vorab selbst aneignet, zum Beispiel sich einem fremden kulturellen Feld und einer eigenwilligen Stammeskultur anzunähern (hier: dem *Feld* der Universität und dem *Stamm* der Kulturwissenschaften), deren Strukturen, Symbolsysteme und Selbstinszenierungen kennenzulernen, Unterscheidungen und Entscheidungen zu treffen.

Schon die Gleichheit des Namens („Kulturwissenschaft“) für eine Vielfalt von Fächern und Studiengängen wird vielen Studienanfängerinnen und -anfängern abenteuerlich und verwirrend vorkommen, zumal es keinen allgemeinen und fächerübergreifenden Ratgeber gibt, in dem alle oder wenigstens die zentralen kulturwissenschaftlichen Richtungen nach inhaltlichen und formalen Anforderungen aufgeschlüsselt wären. Auch der vorliegende Leitfaden kann diese Gemengelage kulturwissenschaftlicher Fächer und Studiengänge nicht einmal überblicksartig darstellen; er beschränkt sich auf lediglich *einen*, noch dazu kleinen Bereich im breiten Spektrum kulturwissenschaftlicher Angebote. Wer sich darüber hinaus über kulturwissenschaftliche Studiermöglichkeiten erkundigen möchte, der bleibt auf eigene Recherchen angewiesen. Dafür kommen vor allem drei Informationsquellen in Frage: A. Internetquellen, B. allgemeine Einführungsliteratur, C. spezielle Einführungsliteratur.

A. *Internetquellen*: Um einen ersten äußeren Überblick über das breite Spektrum der Kulturwissenschaften zu gewinnen, sind Listen und Aufzählungen betreffender Studiengänge via Internet relativ problemlos verfügbar. Am verlässlichsten sind die Listen aller Studiengänge, die von offiziellen Stellen erstellt und regelmäßig aktualisiert werden, für Deutschland von der Hochschulrektorenkonferenz (<http://www.hochschulkompass.de/studium.html>), für Österreich vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (<http://www.bmbwk.gv.at/universitaeten/studieren/index.xml>), für die Schweiz von der Arbeitsgemeinschaft für akademische Berufs- und Studienberatung (<http://www.agab.ch/studienfaecher/frhaupts.htm>). Diese Listen haben jedoch einen systematischen Nachteil, und das ist ihre Undifferenziertheit. So ermittelt die Suchfunktion auf der deutschen Liste Tausende von Treffern; in der alphabetischen Funktion derselben Liste dagegen tauchen unter dem Stichwort „Kulturwissenschaft“ nur 21 Möglichkeiten auf (Stand: März 2005), während die zahlreicheren anderen Kulturwissenschaften auf viele Buchstaben verteilt und deshalb nur relativ umständlich herauszufinden sind.

Außer den behördlichen kursieren im Internet zahlreiche weitere Listen. Einige sind im Rahmen des Studienprojektes überprüft worden, und sie haben sich schon im Hinblick auf ein relativ kleines Fach wie das hier vorzustellende ausnahmslos als unvollständig erwiesen, weshalb keine weiteren Verweise erfolgen. Hinzu kommt, dass es sich bei allen Listen durchweg um bloße Aufzählungen von minimalem Informationsgehalt handelt. Es ist dort kaum mehr verzeichnet als Namen, Regelabschlüsse und Links zu den Homepages. Wer also ein kulturwissenschaftliches Studium aufnehmen möchte, der steht vor der Herausforderung, von Hochschule zu Hochschule prüfen zu müssen, was sich hinter den angebotenen kulturwissenschaftlichen Studiengängen jeweils verbirgt.

B. *Allgemeine Einführungsliteratur*: Wer über die Homepagepräsentationen hinaus einen stärkeren inhaltlichen Eindruck von dem bekommen möchte, was nicht nur in einem einzelnen Fach, sondern in einem weiteren Spektrum kulturwissenschaftlicher Richtungen bearbeitet und bedacht wird, für den sind allgemeine Überblickswerke empfehlenswert, wie sie derzeit auf dem Buchmarkt unter Titeln wie „Einführung in die Kulturwissenschaft“, „Orientierung Kulturwissenschaft“ erhältlich sind. Gemeint sind hier nicht die speziellen Einführungswerke in einzelne Studiengänge, sondern Darstellungen zu den Kulturwissenschaften im Ganzen, zu ihrer Geschichte, ihren Themengebieten, Theorien und Methoden. Allgemeine Einführungswerke kümmern sich nicht nur um eine Kulturwissenschaft, sondern um das Basiswissen für das Grundstudium in zahlreichen kulturwissenschaftlichen Studiengängen.

Es sei jedoch auf einen problematischen Umstand hingewiesen: Nicht selten erweisen sich sogenannte allgemeine Einführungen als recht spezielle Ausführungen, noch dazu oft einseitig aus dem Blickwinkel desjenigen Faches geschrieben, das der jeweilige Autor vertritt beziehungsweise unter dem Markenzeichen „Kulturwissenschaft“ anpreist. Man ist also gut beraten, sogenannte allgemeine Einführungswerke zunächst zur Ansicht zu bestellen und genau zu prüfen, ob der Inhalt erfüllt, was der Titel verspricht. Als allgemeine Einführungen und als Nachschlagewerke seien empfohlen:

Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg 2000.

Markus Fauser: Einführung in die Kulturwissenschaft. Darmstadt 2003.

Handbuch der Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Jaeger, Burkhard Liebsch, Jörn Rüsen, Jürgen Straub. Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart, Weimar 2004.

Lutz Musner, Gotthart Wunberg (Hrsg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002.

Ansgar Nünning, Vera Nünning (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart 2003.

C. *Spezielle Einführungsliteratur*: Außer den allgemeinen Einführungswerken gibt es eine Reihe von speziellen Einführungen in einzelne kulturwissenschaftliche Fächer. Diese Bücher sind vor allem für diejenigen Schulabgängerinnen und Schulabgänger zu empfehlen, die bereits eine starke Neigung zu einem bestimmten kulturwissenschaftlichen Studiengang entwickelt haben und die nun noch genauere Informationen einholen möchten, etwa über historische Entwicklungslinien eines Faches, über seine herausragenden Vertreterinnen und Vertreter, Richtungstreits etc. pp. Diese Lektüre kommt einer Art Vorstudium gleich, indem man sich vor Studienbeginn Wissen über ein Fach aneignet und somit recht gut vorbereitet in die Einführungsveranstaltungen gehen kann. Die Anzahl dieser Werke ist so zahlreich und vielfältig, wie es die Fächer und Studiengänge sind, die durch sie repräsentiert werden. Lektüreempfehlungen holt man zunächst am Besten bei denjenigen Instituten ein, an denen man studiert beziehungsweise studieren möchte. Für das Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde werden grundlegende Einführungswerke im nächsten Abschnitt genannt.

2. Zum Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde

Dieser Leitfaden konzentriert sich auf ein Fach, das an deutschsprachigen Universitäten unter vier verschiedenen Namen (meistens in Kombination dieser Namen) vertreten ist: Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde. Diese unterschiedlichen Fachbezeichnungen weisen zurück auf eine konfliktreiche Debatte, die über den Namen und über die darunter gefassten Inhalte und Gedanken seit Anfang der 1960er Jahre und vor allem im Zuge der 1968er-Bewegung geführt worden ist (vgl. Abschied 1970, Brückner 1971). Schon zuvor aber hatte es einige kritische Überlegungen zur Neubestimmung des Faches gegeben, in Westdeutschland wie in Österreich und in der Schweiz und nicht zuletzt in der DDR (vgl. zentrale Diskussionsbeiträge in: Gerndt 1988).

Ursprünglich hieß das Fach an allen deutschsprachigen Universitäten „Volkskunde“, und inhaltlich hatte es seinen Blick vor allem auf vormoderne Kulturen gerichtet, auf Themen wie Volkslied, Märchen und Sage, Sitte und Brauch, Haus und Hof, Gerät und Tracht. Mit diesen Themen und zugehörigen Begriffen wie 'Volkstum' und 'Gemeinschaft' hat die Volkskunde zwar nicht im Ganzen, aber doch in großen Teilen stark zum Nationalsozialismus tendiert. Zahlreiche ihrer Vertreter sind zwischen 1933 und 1945 nicht gerade zurückhaltend aufgetreten (vgl. Bausinger 1965; Gerndt 1987, 1988; Jacobeit u. a. 1994). Die Umbenennung des Faches ist deshalb als entschiedener Bruch mit einer höchst problematischen Herkunftslinie initiiert worden. „Volkskunde“ – dieser Name galt fortan vielerorts als Chiffre für volkstümelnde Tendenzen, wenn nicht für völkische Ideologie, und ein neuer Name erschien als Zeichen für die gelungene Erneuerung des Faches, und zwar in inhaltlicher, gedanklicher, forschungsräumlicher und methodischer Hinsicht.

Inhaltlich hat dieser Umbruch dazu geführt, dass der thematische Horizont geöffnet worden ist für Alltagskulturen und Lebensstile breiter Bevölkerungsschichten in Vergangenheit und Gegenwart, für Teil-, Sub- und Protestkulturen, für Themenkreise wie Arbeit, Freizeit, Medien; Körper, Geschlecht, Sexualität; interkulturelle Kommunikation, Migration, Mobilität. Gedanklich, dass an sozial- und kulturwissenschaftliche Theorielagen angeknüpft worden ist, an Begriffe wie Gesellschaft, Urbanität, Konflikt; Ethnizität und Transkulturalität; Mentalität, Habitus, Rituallität. Forchungsräumlich, dass Fachperspektiven für europäische und andere Kulturen geöffnet worden sind, wobei jedoch an vielen Instituten nach wie vor der deutschsprachige

und regionale Raum im Zentrum von Lehre und Forschung steht, heute allerdings oft unter dem Aspekt des Fremden im Eigenen. *Methodisch* hat der Umbruch dazu geführt, dass einerseits (auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen Forschung) mit den Methoden der empirisch-qualitativen Sozialforschung sowie zunehmend der Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie (Feldforschung, Teilnehmende Beobachtung, Hermeneutik) gearbeitet wird, andererseits (auf dem Gebiet der vergangenheitsbezogenen Forschung) mit sozialgeschichtlichen, mikrohistorischen und historisch-anthropologischen Methoden.

Vor allem in Marburg, Tübingen und Frankfurt am Main ist dieser Umbruch initiiert worden und in neuen Institutsbezeichnungen zum Ausdruck gekommen. International diskutiert wurde bereits seit den 1950er Jahren der Name „Europäische Ethnologie“, wie er dann 1967 mit der Gründung der Zeitschrift „*Ethnologia Europaea*“ bekräftigt worden ist (vgl. Lutz 1970, Roth 1996). Vor diesem Hintergrund hat als erstes im deutschen Sprachraum das Marburger Institut 1970 seine Umbenennung in „Europäische Ethnologie und Kulturforschung“ beschlossen; 1998 ist „Kulturforschung“ durch „Kulturwissenschaft“ ersetzt worden. Das Tübinger Institut hält sozusagen die Urheberrechte auf die Fachbezeichnung „Kulturwissenschaft“ (1971). Der Zusatz „Empirisch“ betont, dass wissenschaftliche Forschung zuerst auf Erfahrungen (Beobachtungen, Befragungen, Quellenstudium etc.) beruhen muss und sich jeder Spekulation zu enthalten hat, zumal jeder volkstumsideologischen (vgl. Korff 1996, Bausinger 2004). In Frankfurt am Main hat man sich einerseits auf angloamerikanische Forschungsansätze berufen und ist andererseits dem europäischen Muster gefolgt. So heißt das Fach dort seit 1974 „Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie“ (vgl. Greverus 1971, Welz 2004).

Seit den 1990er Jahren aber vollzieht sich ein neuer Umbruch, ein Wandel, den das Fach mit zahlreichen anderen wissenschaftlichen Disziplinen teilt und der als *Ethnologisierung* und *Anthropologisierung* oder auch als *cultural turn* gekennzeichnet wird (siehe Abschnitt „Orientierung Kulturwissenschaften“). Man kann sagen: Erst im Zeichen dieser Entwicklung haben die in den 1970er Jahren eingeführten Fachbezeichnungen ihr volles Klangvolumen entfaltet, das heißt ihre ethnologische, anthropologische und kulturwissenschaftliche Tragweite zur Geltung gebracht (zu den Anfängen vgl. Nixdorf/Hauschild 1982; zum heutigen Diskussionsstand vgl. Bendix/Eggeling 2004, Köstlin/Nikitsch/Niedermüller 2002). Damals nämlich, in den 1970er Jahren, war mit Namen wie „Europäische Ethnologie“ und „Empirische Kulturwissenschaft“ noch keineswegs ein *cultural turn* intendiert, es handelte sich vielmehr um einen *social turn*, um die Hinwendung zu den Sozialwissenschaften: „Insbesondere wird eine stärkere Integration in die Sozialwissenschaften angestrebt“, hieß es im Antrag des Tübinger Instituts auf Namensänderung (zit. n. Korff 1996: 415). Lediglich am Frankfurter Institut hat man frühzeitig auf kulturanthropologische Ansätze gesetzt und diese für das Fach erschlossen.

Den Marburger, Tübinger und Frankfurter Namensvorbildern sind jedoch die meisten anderen Institute zunächst nur sehr zögerlich oder gar nicht gefolgt. Erst neuerdings ist wieder Bewegung in die Namensangelegenheit gekommen, allerdings ohne weitere Aufregungen: Seit 2000 haben zahlreiche Institute Namensänderungen vorgenommen (u. a. Basel, Göttingen, Kiel, Mainz, München, Regensburg, Wien). Gleichwohl sind viele Institute bis heute bei „Volkskunde“ geblieben (siehe Tabelle im Anhang), entweder als alleinigem Namen (6) oder in Verbindung mit einem der drei anderen Namen (11). Der Erhalt des alten Namens besagt jedoch keineswegs, dass an den betreffenden Instituten etwa eine altbackene Volkskunde gelehrt würde. Das wäre ein grobes Missverständnis; denn auch dort ist zunächst der *social turn* nachhaltig vollzogen worden, und der *cultural turn* ist sozusagen in vollem Gange. Nicht selten ist es einfach bei „Volkskunde“ geblieben, weil die alternativen Bezeichnungen auch nicht optimal erscheinen beziehungsweise kaum genau dasjenige treffen, was etwa eine auf deutschsprachige Regionen konzentrierte Volkskunde macht. In dieser Beziehung wären auch Bezeichnungen wie „Historische Anthropologie“, „Regional Studies“ und „Regionalethnologie“ nicht ganz unzutreffend.

Trotz aller unterschiedlichen Bezeichnungen und erdenklichen Bezeichnungsvarianten und trotz aller möglichen sachlichen Differenzen handelt es sich aber durchaus um ein Fach, und zwar aufgrund der genannten inhaltlichen, gedanklichen und methodischen Orientierungen. Darüber hinaus bekunden die Fachvertreterinnen und Fachvertreter ihre Zusammengehörigkeit in formaler Hinsicht, indem sie sich in fachspezifischen Dachverbänden (national und international) verbunden und vernetzt haben, zusammen Kongresse und Tagungen bestreiten, Zeitschriften und Einführungswerke herausgeben und gemeinsam in Verzeichnissen und im Internet präsent sind. Unter den internationalen Dachverbänden sticht die „Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore“ (SIEF, gegründet 1964) hervor; die wichtigsten deutschsprachigen Dachverbände heißen: „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ (dgv, gegründet 1904), „Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde“ (SGV, gegründet 1896), „Verein für Volkskunde“ (Wien, gegründet 1894). Zentrale internationale Gemeinschaftsaufgaben sind die Zeitschrift „*Ethnologia Europaea*“ (seit 1967) und die „Internationale volkskundliche Bibliographie“ (IVB) (seit 1950, Vorläufer seit 1917). Zentrale deutschsprachige Zeitschriften sind die „Zeitschrift für Volkskunde“ (seit 1891), die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ (seit 1895) und das „Schweizerische Archiv für Volkskunde“ (seit 1897). Aus fachlicher Teamarbeit hervorgegangene grundlegende Einführungswerke sind:

Rolf Wilhelm Brednich (Hrsg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage.* Berlin 2001.

Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie.* Berlin 2001.

Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas Bimmer, Siegfried Becker: *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Dritte Auflage.* Stuttgart 2003.

Grundlegende Einführungswerke sind außerdem:

Hermann Bausinger: *Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse. Unveränderter Neudruck der Ausgabe von 1971.* Darmstadt 1987.

Nils Arvid Bringéus: *Der Mensch als Kulturwesen. Eine Einführung in die Europäische Ethnologie. Aus dem Schwedischen übersetzt von Pirkko Hösch (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 44).* Würzburg 1990.

Helge Gerndt: *Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende. 3., aktualisierte und um ein Nachwort erweiterte Auflage.* Münster u. a. 1997.

Wolfgang Kaschuba: *Einführung in die Europäische Ethnologie.* München 1999.

Darüber hinaus gibt es mehrere Publikationen, in denen universitäre und außeruniversitäre Institutionen und Vertreter/innen des Faches in bestimmten Ländern und Regionen oder unter bestimmten Aspekten aufgeschlüsselt werden (vgl. Alzheimer/Reder/Weid 1998, Alzheimer-Haller 1994, Beitzl 1992, Harvolk 1997, Heller 1985, Kausel 1987, Lipp/Meiners/Röhrbein/Spieker 2002, Mannheims 1995, Martischign 1990, Moritz 1992, Paulsen/Sievers 1992, Schwedt 1995, Simon u. a. 2002, *Volkskundliche Arbeit in der Region 1999*, Wimmer 1986). Im Internet findet man eine gemeinsame Liste der meisten Fachvertreter/innen mit Lehr- und Forschungsschwerpunkten unter: <http://www.unibas.ch/volkskunde/volo/>. Jedes Semester erscheint ein gemeinsames Vorlesungsverzeichnis, in dem die Lehrveranstaltungen aller Institute des Faches zusammengefasst sind (vgl. Veranstaltungsprogramme). Nicht zuletzt aber kommt die fachliche Kohärenz formell dadurch zum Ausdruck, dass die beteiligten universitären Einrichtungen in einem Korrespondenzblatt, den *dgv-informationen*, Jahr für Jahr mitteilen, wer mit welchem Thema am jeweiligen Studienort das Studium abgeschlossen hat. Alle Universitätseinrichtungen (und nur diese), die in diesen Listen regelmäßig vertreten sind, finden in diesem Leitfadens Berücksichtigung.

Das sind insgesamt 28 mit 41 regulären, plan- und lebenszeitmäßigen Professuren, davon 36 in Deutschland, drei in Österreich, zwei in der Schweiz. Es handelt sich also um ein relativ kleines Fach, zumal wenn man sich vor Augen hält, dass allein in Deutschland die Geschichtswissenschaft mit 701, die Germanistik mit 676 und die Sozialwissenschaften mit 612 Professuren vertreten sind (Statistisches Jahrbuch 2002: 383). Hinzu kommt: Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde ist ein relativ hoch frequentiertes Fach, wenigstens in Deutschland. Auf eine Professur kommen hier im Durchschnitt 103 Studierende; in der Geschichtswissenschaft beträgt dieses Verhältnis lediglich 1:53, in den Sozialwissenschaften 1:59; nur in der Germanistik ist dieses Verhältnis mit 1:126 noch angespannter. – Von den 36 deutschen Professuren des Faches Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde sind elf mit Frauen besetzt (30 %); das ist ein recht hoher Anteil, verglichen mit anderen Fächern (Geschichtswissenschaft: 11 %, Germanistik: 21 %, Sozialwissenschaften: 17 %). Die Tabellen im Anhang geben einen detaillierten Überblick über die Institute, den jeweiligen Fachnamen, die Professuren, die Studierenden und die Betreuungssituation.

Zu welchem Behufe und Berufe aber studiert man Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde? Aufgrund der anhaltend angespannten Situation auch auf dem akademischen Arbeitsmarkt und in Anbetracht dramatisch gestiegener Studierendenzahlen machen sich derzeit alle Institute vermehrt Gedanken darüber, in welchen Bereichen für ihre Absolventinnen und Absolventen berufliche Möglichkeiten bestehen könnten. Die meisten Homepages und Broschüren der Institute weisen inzwischen auf Berufs- und Tätigkeitsfelder hin, wobei allerdings die tatsächlichen Berufschancen offen bleiben müssen. Außerdem gibt es einen „Berufsleitfaden Volkskunde“ und einen Band „Kultur als Beruf“, worin zentrale Berufsfelder zusammengefasst sind (vgl. Brednich 2001b; Schilling/Klös 2004).

Das geradezu klassische Berufsfeld war und ist die Tätigkeit im Museums- und Ausstellungsbereich (Freilandmuseen, Heimatmuseen, Museen für Alltags- und Industriekultur etc.). Ein jüngeres, aber inzwischen breites Berufsfeld ist die Arbeit im Journalismus und in den Medien (Kulturberichterstattung etc.). Öffentliche Kulturarbeit, öffentliche, halböffentliche und private Forschungs- und Dokumentationszentren, Verlagsarbeit, Erwachsenenbildung, *Non Governmental Organizations* (NGOs) bieten weitere berufliche Perspektiven. *Freelancer* nennt man diejenigen, die in dem einen oder anderen oder in mehreren dieser Bereiche ohne ein festes Arbeitsverhältnis tätig sind, etwa als akademische „Ich-AG“ oder sozusagen als (post-) moderne, nomadisierende, kulturwissenschaftliche Landser, die sich von Auftrag zu Auftrag, von Werkvertrag zu Werkvertrag, von Projekt zu Projekt durchschlagen.

3. Das Studienprojekt „Leitfaden ...“

Ein wichtiger Bestandteil des Studiums der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde ist das „forschende Lernen“. An vielen Instituten werden regelmäßig Projektseminare angeboten, in denen die Studierenden über zwei und mehr Semester eigene Forschungen betreiben und das Erarbeitete in Form von Ausstellungen oder Büchern präsentieren. Der Leitfaden ist das Ergebnis eines solchen Studienprojektes, das im Sommer 2004 und im Winter 2004/05 am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat. 24 Studierende und die Fachschaft der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft in Marburg haben sich an der Arbeit beteiligt und die Veröffentlichung des Leitfadens ermöglicht. Für die schriftlichen Beiträge zeichnen die Autorinnen und Autoren am Ende jeweils ihres Parts namentlich verantwortlich.

Die Arbeit ist in sechs Schritten verlaufen: 1. Sichtung von Studienleitfäden aus zahlreichen Fächern und Ländern; 2. Überlegungen zum Problem „Leitfaden“ im Allgemeinen und zum Leitfadenschreiben im Besonderen; 3. Überlegungen zum Inhalt, Aufbau und zu den Eigenheiten des Leitfadens; 4. Sammlung und Auswertung von Informationsmaterial über das Fach und seine universitären Vertretungen; 5. Besuche und Befragungen vor Ort; 6. Abfassung der Einzelbeiträge, Koordination, Layout, Endredaktion. – Alle übergeordneten Fragen und Probleme sind von Woche zu Woche im Plenum besprochen worden; darüber hinaus haben sich Arbeitsgruppen für einzelne Aufgaben gebildet (Rechercheteams, Korrekturlesen, Register erstellen etc.). Die Arbeit an den Einzelbeiträgen ist von Fall zu Fall im Plenum besprochen worden. – Zu den Arbeitsschritten:

Am Anfang (1.) stand das Zusammentragen und Sichten von Leitfäden und Orientierungshilfen für das Studium, wie sie derzeit in Instituten und Behörden und auf dem Buchmarkt greifbar sind. Durchgesehen wurden zahlreiche Beispiele aus sozial- und kulturwissenschaftlichen, aber auch aus naturwissenschaftlichen Fächern, Beispiele sowohl aus Deutschland, Österreich und der Schweiz als auch aus anderen europäischen Ländern und überdies aus den USA und Australien. Vorteile und Nachteile wurden abgewogen, um Maßstäbe für die eigene Arbeit zu gewinnen. Auf dieser Grundlage ist dann intensiv über Leitfadenprobleme sowie über Darstellungs- und Inhaltsfragen diskutiert worden (2. und 3.). Diesen Punkten ist nicht nur aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit des Produkts, sondern auch aus fachlichen Gründen große Aufmerksamkeit und viel Zeit gewidmet worden. Denn eine der größeren ethnologisch-anthropologischen Debatten kreist seit den 1980er um Fragen des Beschreibens, Darstellens und Repräsentierens fremder/anderer Kulturen (vgl. Beufuchs 1993; Gottowitz 1997). In einem Fach also, in dem auf den Inszenierungscharakter, die Konstruktivität und Fiktionalität von wissenschaftlichen Darstellungen hingewiesen wird, musste eine intensive Auseinandersetzung mit der Konstruktivität und Fiktionalität des eigenen Vorhabens geführt werden, und zwar vor allem über folgende Fragen: Wie kann man eine graduell fremde Institutskultur beobachtend und beschreibend würdigen? Was ist zu beachten, damit sich die Institute in diesem Leitfaden wenigstens einigermaßen angemessen repräsentiert finden?

Diskutiert wurde unter anderem darüber, dass schon die Textsorte 'Leitfaden' aufgrund ihrer Form und Norm die Fülle der Institutskulturen in ein Raster zwingt, das notwendigerweise viele Aspekte ausschließt, das zum Beispiel Institutsatmosphären und Lernklima kaum vermitteln kann. Überdies müssen die darstellerischen Möglichkeiten eines Leitfadens mit seinem eher offiziellen, trockenen Stil und Ton zwangsläufig hinter den performativen Möglichkeiten zurückbleiben, die etwa eine persönliche Studienberatung in einem Institut zu bieten vermag. Mit anderen Worten: Ein Leitfaden kann seinen Gegenstand niemals genau so darstellen, wie er wirklich ist, sondern nur so, wie er vom Beobachtenden in einem bestimmten Moment gesehen wird, beziehungsweise so, wie man ihn sehen will, um bestimmte Zwecke zu erreichen, in diesem Fall: Studienanfängerinnen und Studienanfänger möglichst präzise und prägnant zu informieren.

Unter diesem Aspekt der Benutzerfreundlichkeit haben sich die Projektdiskussionen dahingehend entwickelt, den beobachtenden Blick und den beschreibenden Gestus gleichermaßen für zwei Seiten zu sensibilisieren: einerseits für eine möglichst angemessene Repräsentation der Institute, andererseits für eine möglichst studierendengerechte, leserfreundliche Darstellung. Im Zweifels- oder Streifall dieser beiden Seiten ist den Belangen von Studierenden der Vorzug gegeben worden; denn diese Präferenz ist es, mit der sich ein Leitfaden, der von Studierenden für Studierende gemacht ist, von anderen Leitfäden in besonderer Weise unterscheiden kann.

Bedürfnissen und Interessen von Studierenden entgegenzukommen ist als relativ unproblematisch eingestuft worden, haben doch viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Projektes Erfahrungen aus der studentischen Studienberatung mitgebracht und überdies beste Erinnerungen an den eigenen Studienbeginn, der bei den meisten kaum länger als fünf bis

sieben Semester zurückliegt. Den Interessen der Institute und den Institutskulturen gerecht zu werden, das ist zu erreichen versucht worden einerseits durch kulturtheoretisch und methodisch sensibilisiertes Beobachten, Befragen und Beschreiben, andererseits durch Rückgriff auf die jeweiligen Selbstbeschreibungen der Institute im Internet, in Broschüren und weiteren schriftlichen Zeugnissen sowie durch wiederholte Rücksprachen in den Instituten.

Für die Darstellung der Institute ist also vor allem auf deren eigenen Präsentationen zurückgegriffen worden, die allerdings (aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit und des Platzes) auf ein prägnantes Maß eingekürzt worden sind. Für solche redaktionellen Eingriffe galt die Maxime und das Kriterium, Kernaussagen zu treffen und den Vorlagen möglichst treu zu bleiben, auch im Stil und Ton. Dennoch ist einzuräumen, dass solche Bearbeitungen, auch wenn sie sensibel vorgenommen werden, problematisch und kritikwürdig bleiben. Der Leitfaden kann und will deshalb die instituteeigenen Präsentationen nicht ersetzen, sondern er möchte gerade im Gegenteil dazu ermuntern, auf die Originaldarstellungen mit ihrer je eigenen Länge, Gestalt und Diktion zuzugreifen. Deshalb werden stets Quellen und weiterführende Links angegeben. Die Angaben sind alle Ende 2004, Anfang 2005 erhoben worden, geben also diesen zeitlichen Stand wieder. Falls einzelne Links inzwischen nicht mehr aktuell sein sollten, kann auf die Hauptadressen der Universitäten oder Institute zugegriffen werden, um an die gewünschten Informationen zu kommen.

Die Sensibilität indes nicht zu übertreiben und durchaus eigene Akzente zu setzen – etwa mit einem subjektiven Stimmungsbild (siehe Abschnitt „Inhalt, Aufbau, Eigenheiten“) –, dafür spricht zum einen ein ebenfalls recht zentrales kulturwissenschaftliches Argument: Auch die eigene Institutskultur, in diesem Fall die des Marburger Instituts für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, ist ja nicht zu verachten und zu verleugnen oder außen vor zu halten, sondern sie soll als eigene Position und Perspektive durchaus kenntlich werden. Mit solchen subjektiven Bestandteilen möchte die Projektgruppe ihren Studienführer abheben von eher nüchternen und schematischen Darstellungen im Internet und in herkömmlichen Studienführern. Zum anderen ist zur Rechtfertigung eigenwilliger Akzente zu sagen, dass es sich bei den fachzugehörigen Instituten ja nicht gleichsam um ganz fremde Klans handelt, die einer externen Beobachtung und Beschreibung etwa hilflos ausgeliefert wären; vielmehr handelt es sich um verwandte Klans, die in einem symmetrischen Dialog miteinander stehen und deren Anregungen und Ergänzungen höchst willkommen sind. Der Leitfaden versteht sich also keineswegs als letztes Wort, sondern gewissermaßen als *work in progress*, als permanentes Projekt, das offen bleibt für Kritik und für Korrekturen, die fortlaufend in die Internetpräsentation und mögliche weitere Auflagen eingearbeitet werden sollen.

Im dritten Arbeitsschritt ist darüber nachgedacht worden, welche Angaben in welcher Reihenfolge in den Leitfaden aufgenommen werden und worin seine inhaltlichen Besonderheiten bestehen sollen (siehe Abschnitt: „Inhalt, Aufbau, Eigenheiten“). Das Zusammentragen des Informationsmaterials (4.) und die Recherchen an den Instituten (5.) sind nach einem im Plenum abgestimmten Fragenkatalog erfolgt. Es handelt sich um zwölf Fragenkomplexe, die der hier vorgelegten Gliederung der Institutsbeiträge entsprechen. Nach schriftlicher Vorankündigung haben die Studierenden die Institute besucht und auf drei Ebenen Beobachtungen und Befragungen durchgeführt: unter Studierenden, im Sekretariat, bei Lehrenden. Auf diese Weise sollte ein möglichst umfassender Eindruck entstehen und dokumentiert werden. Nach Abfassung der Einzelbeiträge und Rücksprache im Plenum (6.) sind Koordination, Gestaltung und Endredaktion in Zusammenarbeit mit dem Jonas Verlag erfolgt. Am Ende hatten die Studierenden Gelegenheit, auch die technische Seite der Buchproduktion kennenzulernen. Übrigens ist der Band absichtlich recht unaufwändig hergestellt, damit schon am Material sein Gebrauchscharakter und seine beschränkte Geltungsdauer deutlich werden und nicht zuletzt damit er erschwinglich ist.

4. Inhalt, Aufbau und Eigenheiten des Leitfadens

Von Studierenden für Studierende gemacht, sind Inhalt und Aufbau dieses Leitfadens zuerst und hauptsächlich auf studentische Bedürfnisse und Belange zugeschnitten. Darin besteht seine Besonderheit und Eigenheit, dass nämlich in allen Punkten durchgängig folgende Fragen als Richtschnur gedient haben: Welche Informationen sind wichtig für das Studium der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde? Wie lassen sich diese Informationen benutzerfreundlich ordnen und darstellen? Wie kann ein Studienleitfaden möglichst gehaltvoll und gleichzeitig möglichst übersichtlich und leserlich gestaltet werden?

Der Aufbau des Leitfadens folgt zwei für studentische Orientierungshilfen bewährten Ordnungsprinzipien: 1. der Ordnung nach Instituten in alphabetischer Reihenfolge der Universitätsstädte; 2. der Ordnung der Institutsbeschreibungen stets nach demselben Muster. Der Aufbau besteht also in einem von Institut zu Institut wiederkehrenden Schema oder Raster, dessen Teile sowohl im Hinblick auf den Sachgehalt als auch im Hinblick auf Länge und Layout einheitlich gestaltet sind. Diese Standardisierung hat den Vorteil, dass die Benutzerinnen und Benutzer es mit einer klaren, durchschaubaren Struktur zu tun haben und sich nicht etwa von Institut zu Institut auf eine neue Ordnung einstellen müssen. Ein Nachteil mag im Schematismus liegen, dessen (im vorherigen Abschnitt angesprochene) Problematik noch dadurch verstärkt wird, dass viele Informationen aus Platzgründen sozusagen hart und trocken aufgelistet sind. Dagegen mag ein Vorteil solcher schablonenhaften Darstellung darin bestehen, dass sie eine schon optisch eindeutige und eingängige Form hat und somit die Vergleichbarkeit der einzelnen Institute gewährleistet. Ausformulierte Teile, die auf Institutskulturen und Institutsatmosphären bedacht sind, bilden den Rahmen der Darstellung, stehen am Anfang und Ende.

Das Muster, das für alle Institute wiederkehrend zugrunde gelegt wird, besteht aus zwölf Abschnitten: 1. Fachverständnis, Vorlesungsverzeichnisse; 2. Kontakt; 3. Studienberatung; 4. Studium: Formalitäten; 5. Studienanforderungen; 6. Lehr- und Forschungsschwerpunkte; 7. Berufs- und Tätigkeitsfelder; 8. Lehrende; 9. Institut: Geschichte; 10. Institut: Einrichtungen, Organe; 11. Stimmungsbild; 12. Statistik und weiterführende Literatur. Diese Reihenfolge beruht auf Überlegungen darüber, wie eine sozusagen bequeme und umstandslose Orientierung ermöglicht werden kann. Am Anfang stehen deshalb Basisauskünfte, und danach geht die Darstellung immer mehr ins Detail. – Die Daten sind in der Regel aus folgenden Quellen gewonnen: aus Internetpräsentationen der Universitäten und Institute; aus Studienordnungen, Broschüren und anderen schriftlichen Institutsäußerungen; aus Beobachtungen und Befragungen in den Instituten. – Zu den einzelnen Abschnitten:

1. Da die Institute zwar insgesamt ein Fach bilden, aber zugleich durch starke eigene Akzente ausgewiesen sind, wird eingangs ein Schlaglicht auf das jeweilige Fachverständnis geworfen. Hier geht es, abstrahiert von den speziellen Lehr- und Forschungsschwerpunkten einzelner Fachvertreterinnen und Fachvertreter, um das allgemeine Selbstverständnis des betreffenden Instituts als *Fach* Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde. Bei den ausformulierten Texten handelt es sich durchweg um Zitate aus Institutspräsentationen, die aber (nach den im vorigen Abschnitt genannten Kriterien) auf ein prägnantes Maß eingekürzt sind. Der Einstieg endet mit dem ersten studienpraktischen Hinweis auf die Vorlesungsverzeichnisse, anhand derer man sich einen gezielten Überblick über die Veranstaltungen des aktuellen Semesters verschaffen kann.

2. Unter Kontakt finden sich die für das erste Ansprechen des Instituts beziehungsweise seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nötigen Post- und Internetadressen, Wegbeschreibungen, Lageplan-Links, Öffnungszeiten, Telefon- und Faxnummern, E-Mail-Adressen; dasselbe für die Fachschaft (falls angegeben). Das Sekretariat ist in der Regel die erste Anlaufstelle für alle Fragen und Probleme, die, wenn sie nicht schon dort beantwortet und ge-

löst, an die zuständigen Personen weitergeleitet werden. Die Fachschaft vertritt die Interessen der Studierenden auf Institutsebene. Sie hält oft eigene (informelle) Studienberatungen ab, ist zum Beispiel hilfreich dabei, die anfänglich unausweichliche Verwirrung über abstrakte Studienanforderungen auf ein Maß zu reduzieren, das für studentische Interessen sachdienlich ist.

3. Die offizielle Studienberatung gibt verbindliche Auskünfte über alle formalen und inhaltlichen Anforderungen des Studiums im Haupt- und Nebenfach. Auch in Fragen des Studienortwechsels, des Auslandsstudiums und in Prüfungsangelegenheiten hilft die Studienberatung weiter, wenngleich es für diese Fragen besondere Adressen gibt (siehe: „Studium: Formalitäten“). Zwei Beratungsebenen sind zu unterscheiden: zum einen die *fachspezifische Studienberatung*, die auf Fragen und Probleme der Empirischen Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde spezialisiert ist; zum anderen die für alle Fächer der Universität zuständige allgemeine oder *zentrale Studienberatung*. Hier haben sich oft einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf bestimmte Fächergruppen oder Sachgebiete spezialisiert, und meistens wird man auf jemanden treffen, der sich mit dem Fach Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde besonders auskennt. Bei speziellen Fragen sollte jedoch der fachspezifischen Beratung der Vorzug gegeben werden.

4. Der Abschnitt „Studium: Formalitäten“ behandelt zunächst diejenigen Fragen, die noch vor dem eigentlichen Studium gestellt werden: An wen wende ich mich, wenn ich studieren möchte? Wo bekomme ich die Bewerbungsunterlagen? Welche Voraussetzungen muss ich erfüllen, um zum Studium zugelassen zu werden? Was kostet das Studium? – Außer Namen, Homepages, Adressen, Telefonnummern, Öffnungszeiten werden Zulassungsbedingungen, Semesterbeiträge und Studiengebühren für die jeweilige Universität aufgeschlüsselt. Es folgen Hinweise zum Studienortwechsel und zum Auslandsstudium. Anschließend werden die Studiengänge genannt, die am jeweiligen Institut angeboten werden. Das ist in Deutschland in der Regel der Magisterabschluss, in Österreich der Magister und das Diplom, in der Schweiz das Lizentiat. Unterdessen sind an vielen Instituten Bachelor- und Master-Studiengänge (B.A./M.A.) in fortgeschrittener Planung; in Frankfurt/Oder, Graz und Marburg sind sie bereits eingeführt worden. Diese neuen Studiengänge verzeichnet der Leitfaden im Detail nur dann, wenn die Einschreibung bereits vor oder zum Wintersemester 2005/06 möglich ist und nähere Informationen bis Redaktionsschluss (1. März 2005) vorlagen. In allen anderen Fällen erfolgt lediglich ein Hinweis auf den Stand der Planungen. Hinweise auf Studienordnungen, Prüfungsordnungen, Prüfungsämter beschließen den Formalitätenteil.

5. Der Abschnitt „Studienanforderungen“ schlüsselt die Leistungen im Einzelnen auf, die in den Studiengängen jeweils erbracht werden müssen. Die Darstellung ist untergliedert in Anforderungen für das Haupt- und Nebenfach sowie für das Grundstudium, die Zwischenprüfung, das Hauptstudium und die Abschlussprüfung. Nur die Nettoanforderungen werden detailliert aufgeführt, das sind diejenigen Leistungen, die in den genannten Studiengängen und Studienphasen jeweils erbracht und in Form von Leistungsnachweisen (Scheinen) belegt werden müssen. Weitere Lehrveranstaltungen, die ohne Leistungsnachweise zu besuchen sind, werden nur pauschal genannt.

6. Unter „Lehr- und Forschungsschwerpunkte“ wird in gebotener Kürze (oft nur stichwortartig) das wissenschaftliche Profil skizziert, das für das jeweilige Institut im Ganzen charakteristisch erscheint. Diese Stichworte markieren auch die zentralen Inhalte des Studiums, zumindest diejenigen Themengebiete, zu denen regelmäßig Lehrveranstaltungen angeboten werden. Die Darstellung folgt den Selbstbeschreibungen der Institute, konzentriert sich jedoch auf Hauptaspekte. Weil das wissenschaftliche Profil eines Instituts daran besonders deutlich wird, werden außerdem aktuelle Forschungsprojekte genannt, sofern diese drittmittelgefördert sind und dafür eigens Stellen geschaffen werden konnten.

7. An den Lehr- und Forschungsschwerpunkten lässt sich zugleich ablesen, für welche Tätigkeitsbereiche die Studierenden ausgebildet werden sollen. Sofern die Institute über

mögliche Berufs- und Tätigkeitsfelder genauere Angaben machen, sind diese stichwortartig aufgeführt.

8. Die am Institut lehrenden Personen sind in zwei Gruppen eingeteilt: in hauptamtliche, planmäßige Universitätsprofessorinnen und -professoren und weitere Lehrende. Diese Einteilung folgt den Gepflogenheiten der heutigen Gruppenuniversität: Hochschullehrer/innen einerseits und Mitarbeiter/innen andererseits bilden in allen Gremien der universitären Selbstverwaltung je eigene Statusgruppen. Die Darstellung innerhalb der Gruppen erfolgt in alphabetischer Reihenfolge. Jeweils sind Adressen und Telefonnummern angegeben und außerdem die zentralen Lehr- und Forschungsschwerpunkte (laut Selbstdarstellung, aber zu Hauptpunkten zusammengefasst).

Über die zu verzeichnenden Personen ist im Verlauf des Studienprojektes wiederholt diskutiert worden. Keine Frage war, dass alle hauptberuflich Lehrenden aufzunehmen seien, auch diejenigen mit befristeten Arbeitsverträgen. Darüber hinaus finden sich auf den Homepages und in anderen Institutsdarstellungen oft zahlreiche weitere Personen, die dem Institut auf die eine oder andere Weise verpflichtet sind, zum Beispiel pensionierte Hochschullehrer/innen und Mitarbeiter/innen, die gelegentlich bis ins hohe Alter Lehrveranstaltungen anbieten; Privat- und Hochschuldozent/innen, außerplanmäßige (apl.) Professorinnen und apl. Professoren, die zwar alle Qualifikationen, aber (noch) keine reguläre Professur erworben haben und deshalb (meistens am Ort ihrer Ausbildung) Lehrveranstaltungen anbieten; Honorarprofessorinnen und -professoren, die den Titel ehrenhalber tragen und dem Institut von Zeit zu Zeit in der Lehre zur Verfügung stehen; Lehrbeauftragte, die häufig aus fachnahen Berufsfeldern engagiert werden und kaum länger als ein Semester am Institut tätig sind.

Diese Gemengelage von besonderen Lehrkräften sichtigend, ist entschieden worden: Pensionierte Lehrkräfte werden nicht unter „Lehrende“ aufgeführt, da ihr Beitrag zur Lehre eher freiwillig und unregelmäßig ist. Einzelne Vertreter/innen unter ihnen werden aber unter dem Punkt „Instituts Geschichte“ genannt. Für Weiteres sei auf die Selbstdarstellungen der Institute verwiesen. Dozentinnen und Dozenten sowie Honorar- und apl. Kräfte sind berücksichtigt, sofern sie regelmäßig lehren und auch Abschlussprüfungen abnehmen. Lehrbeauftragte werden nicht erwähnt, weil sie in der Regel von Semester zu Semester wechseln und nicht prüfungsberechtigt sind. Jedoch wird die Anzahl der Lehraufträge (mit inhaltlichen Schwerpunkten, falls festgelegt) angegeben, die das betreffende Institut pro Semester vergibt.

9. Der Leitfaden ist in der Hauptsache auf die aktuelle Institutskultur zugeschnitten; jedoch soll immer auch ein Schlaglicht auf die Instituts Geschichte geworfen werden, um Entwicklungslinien und historische Hintergründe zumindest in Umrissen zu skizzieren. Die Darstellung beschränkt sich auf zentrale Namen, Daten, Fakten sowie auf diejenigen Aspekte, auf die die Institute in ihren Selbstbeschreibungen besonderen Wert legen. Für näheren Informationsbedarf wird am Ende (unter 12.) auf weiterführende Informationsquellen verwiesen.

10. Viele Institute verwalten eine Bibliothek (oft in den eigenen Räumen), so dass die fachspezifischen Bücher schnell und umstandslos greifbar sind. Überdies haben viele Institute Archive angelegt; darin finden sich beispielsweise Quellen zur Alltagskultur, Materialien früherer oder aktueller Forschungsprojekte, Nachlässe von verstorbenen Forscherinnen und Forschern, Foto- und Filmsammlungen (Diathek, Videothek) sowie abgelegte Geschäftspapiere. Für die Institutskultur nicht ganz unwichtig sind etwa Fördervereine sowie lokale und regionale Fachverbände, die eng mit dem Institut verbunden sind und dieses intensiv fördern. Forschungsleistungen eines Instituts finden sich oft dokumentiert in institutseigenen oder -nahestehenden Zeitschriften und Buchreihen, die deshalb mit Gründungsdatum und derzeitigen Herausgeberinnen und Herausgebern aufgelistet werden. Sofern vorhanden, verzeichnet der Leitfaden alle diese Einrichtungen und Organe.

11. Von besonderer, nämlich von streitbarer beziehungsweise bestreitbarer Art ist zweifellos der Abschnitt „Stimmungsbild“. Nach dem Muster angloamerikanischer Campusführer dokumentieren die Studierenden die Eindrücke, die sie bei ihren Beobachtungen und Ge-

sprächen in den Instituten gewonnen haben. Die Darstellungen sind unverkennbar subjektiv, und deshalb sind sie mit Vorsicht zu genießen. Aus folgenden Gründen ist dieser Abschnitt dennoch aufgenommen worden: Solche Stimmungsbilder kommen einerseits den Bedürfnissen von Studienanfängerinnen und Studienanfängern entgegen, die nicht nur an harten Daten und Fakten interessiert sind, sondern auch an studentischen Einschätzungen und Meinungen. Diese sind geeignet, den sonst recht trockenen Leitfadentext lesbarer, lebendiger, spannender zu machen. Solche Stimmungsbilder kommen andererseits möglicherweise den Interessen der Institute selbst entgegen, nämlich insofern ein Eindruck von etwas vermittelt werden kann, das sonst aus dem Daten- und Faktenschematismus nahezu zwangsläufig herausfällt: ein Eindruck von der Studieratmosphäre und vom Lernklima. Außerdem aber entspricht der Abschnitt „Stimmungsbild“ eigenen Bedürfnissen: Die Möglichkeit, sich in dieser Weise zu äußern, hat die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Studienprojektes besonders gereizt.

Um nun aber nicht in voreilige, unbedachte, einseitige Meinungsäußerungen zu verfallen, ist das Stimmungsbild unter der Maßgabe verfasst worden, stets ausgewogen zu urteilen, die je eigentümliche Art und Arbeit der Institute zu respektieren, das Engagement und die Leistungen von Lehrenden und Studierenden im Großen und Ganzen zu würdigen, was nicht heißt, offenkundige und insbesondere von Studierenden am Institut angesprochene Defizite nicht zu benennen. Auch Kritik sollte, wenn nötig, durchaus geübt werden. – Die Betrachtungen berücksichtigen jeweils vor allem folgende Aspekte: Internetpräsentation, Räumlichkeiten, Transparenz des Studienganges, Lehrsituation, Atmosphären am Institut, auf dem Campus und in der betreffenden Universitätsstadt. Trotz dieser wiederkehrenden Aspekte fallen die Stimmungsbilder recht unterschiedlich aus; sie spiegeln auch in dieser Beziehung eine subjektive Optik. Am Ende der Beiträge wird jeweils dargelegt, aufgrund welcher Beobachtungen und Befragungen das betreffende Stimmungsbild gewonnen worden ist.

12. Eine Statistik dokumentiert die Studierendenzahlen für 2004/05, wie sie von den Instituten mitgeteilt worden sind. Außerdem gibt sie zum Vergleich Zahlen einer Erhebung von 1984/85 wieder (vgl. Köstlin/Glaser 1987). Am Schluss der Institutsdarstellungen stehen Hinweise auf weiterführende Informationsquellen, die speziell das Institut betreffen. Diese Hinweise sind für diejenigen gedacht, die sich mit der Geschichte und den Arbeitsschwerpunkten des jeweiligen Instituts näher beschäftigen wollen.

An den Hauptteil mit den 28 Institutsdarstellungen schließt sich der Anhang an, und zwar mit: 1. dem Abkürzungsverzeichnis, das alle im Leitfaden verwendeten Abkürzungen aufschlüsselt; 2. dem Glossar, worin Worte aus dem Universitäts- und Institutsjargon erläutert werden, also keine kulturwissenschaftlichen Begriffe, sondern nur Vokabeln aus dem Universitäts- und Studienbetrieb; 3. dem Literaturverzeichnis, das alle im Leitfaden erwähnten Bücher, Aufsätze, etc. mit bibliographischen Angaben aufführt; 4. dem Namenregister, das alle im Leitfaden genannten Personennamen auflistet und auf die sie betreffenden Seiten verweist; 5. fünf Tabellen, in denen die statistischen Erhebungen von 1984/85 und 2004/05 über die einzelnen Institute für Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde an deutschsprachigen Universitäten zusammengefasst und verglichen werden, und zwar: 5. 1. Institute, Fachbezeichnungen, Professuren und Professur-inhaber/innen; 5. 2. Hauptfach-Studierende; 5. 3. Nebenfach- und Lehramt-Studierende; 5. 4. Hauptfach-, Nebenfach- und Lehramt-Studierende, aufgeschlüsselt nach Ländern; 5. 5. Institute, Personal-, Studierenden- und Betreuungssituation im Hauptfachstudium, aufgeschlüsselt nach Ländern.

5. Desiderata

Wünschenswert wäre, dass der Leitfaden als permanentes Projekt aufgenommen werden würde. Das will sagen: Der Leitfaden bietet nicht mehr als ein Gerüst, das beständig weiter zu füllen, auszubauen, wenn nicht zu überholen wäre. Binnen kurzer Zeit können sich Verhältnisse an Instituten grundlegend ändern, etwa infolge von Neuberufungen und Umstrukturierungen. Einzelne Teile des Leitfadens werden deshalb bald veralten, für andere Teile wird die Verlässlichkeitsdauer kaum drei Jahre überschreiten. Die Internetpräsentation unter dem Dach der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv)* soll deshalb regelmäßig überarbeitet werden, und der Jonas-Verlag hat Neuauflagen im Zwei- bis Dreijahresrhythmus geplant, sofern die Nachfrage diesen Takt rechtfertigt.

Hinzu kommt, dass sich derzeit das kulturwissenschaftliche Studium in einem tiefgreifenden Wandel befindet: Die europäischen Studiensysteme sollen auf das Bachelor- und Master-Modell (B.A./M.A.) umgestellt werden („Bologna-Prozess“). Zwar reißt die Kritik an dieser Vereinheitlichung der europäischen Hochschullandschaft nicht ab, aber auf die eine oder andere Art und Weise werden sich zahlreiche Fächer und Studiengänge aufgrund dieses Prozesses in den nächsten drei Jahren grundlegend verändern, und das betrifft auch die Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde (vgl. König/Korff 2001). Vorteile versprechen sich die europäischen Bildungspolitiker davon vor allem im Hinblick auf die internationale Vergleichbarkeit und Anschlussfähigkeit des Studiums sowie im Hinblick auf schnellere Studienabschlüsse und weniger Studienabbrecher.

Nachteile aber liegen einerseits für die Studierenden in einem stark verschuldeten Studium, zum Beispiel darin, dass Modulnoten schon aus dem Grundstudium auf die Abschlussnote angerechnet werden. Nachteile liegen andererseits darin, dass insbesondere kleine Fächer in Existenznot geraten, da sie die Bologna-Kriterien (nach heutigem Stand) kaum erfüllen können. An kleinen Instituten lässt sich kaum anders als in Verbindung mit anderen Fächern der neue verschulte Lehrbetrieb bewerkstelligen. Solche Verbindungen und Vernetzungen, so interessant sie von Fall zu Fall sein mögen, führen zu gleichermaßen dichten wie dünnen Studiengängen, in denen man von vielem etwas erfährt, aber von jedem Etwas nicht viel. Kleine Fächer werden dadurch voraussichtlich an Substanz in der grundständigen Ausbildung ihres Nachwuchses verlieren. Indem sie gleichsam im Patchwork interdisziplinärer Studiengänge aufgehen, könnte schließlich das wissenschaftliche Profil dieser Fächer selbst an Klarheit verlieren.

Aber wäre ein solcher Identitätsverlust überhaupt von Nachteil? Ebenso ließe sich sagen: *Disciplines are not forever*; auch im Universitätsbetrieb gibt es keine Bestandsgarantien; Herausforderungen beleben die wissenschaftliche Arbeit und zügeln die Selbstgerechtigkeit. Und womöglich: Was die Disziplinen an Bedeutung verlieren mögen, das könnte den Studiengängen zugute kommen (vgl. Welz 2004, Leimgruber 2004). Wie dem auch sei – der Leitfaden dokumentiert sozusagen den *status quo ante*, nämlich den Zustand der Institute für Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde vor ihrem Durchgang durch die Bologna-Mühle, einem *bureaucratic turn*, der erhebliche Auswirkungen auf Lehre und Forschung haben wird. Damit aber stellt der Leitfaden schon im Moment seines Erscheinens ein quasi historisches Dokument dar: In wenigen Jahren wird es manche fachliche Situation und einige Studiengänge, wie sie hier beschrieben sind, nicht mehr geben.

Auch deshalb wäre es wünschenswert, Lehrende und Lernende aus möglichst vielen Instituten für die Weiterarbeit an diesem Leitfaden zu gewinnen. Wünschenswert wäre, dass die Institute diesen Leitfaden gewissermaßen an sich ziehen, nämlich ihre Präsentationen selbst in die Hand nehmen würden. Was sie hier und jetzt vermissen und was sie zu Recht kritisieren werden, das könnte korrigiert und behoben werden, indem einzelne Punkte oder auch ganze Teile nach institutseigenen Vorstellungen umgebaut würden. Abgesehen von Irrtü-

mern und Fehlern, die sich bei aller Sorgfalt dennoch nie ganz vermeiden lassen, könnten zum Beispiel die grundlegenden Teile, die das Fachverständnis und Selbstverständnis der Institute betreffen, verbessert oder ganz neu gestaltet werden. Es wäre außerdem möglich, den Fachschaften sozusagen ein eigenes Fenster zu eröffnen und etwa studentische Stimmungsbilder aus den einzelnen Instituten einzubringen. Der Leitfaden sei also verstanden als Projekt auch in dem Sinne, dass er offen bleibt für Anregungen, Ergänzungen und Erneuerung (Monita erbeten an: hpz@staff.uni-marburg.de).

Abschließen möchte ich die Einleitung, indem ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Studienprojektes für ihre engagierte und intensive Arbeit herzlich danke, das sind: Rebecca Bahr, Gitte Balkwitz, Ina Beneke, Daniel Brandhoff, Sandra Domsch, Anna Eckert, Eva Fetzer, Katrin Fey, Christina Heinz, Katrin Jullien, Wolf Hannes Kalden, Thomas Leßmann, Carsten Loskand, Nicole Nieraad, Chrissa Nikolakudi, Julia Noack, Christine Probst, Andrea Römer, Marguerite Rumpf, Christoph Simon, Ulrike Taenzer, Verena Ummenhofer, Jan Weber, Irena Wiesemann sowie der Fachschaft des Marburger Instituts für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft.

Marburg, im Frühjahr 2005

Harm-Peer Zimmermann